

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr. 16. Juni 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 44.

Goldene Fülle.

Von Zise Franke.

Nieder tropft es von den alten Bäumen,
Vindemwürze, warmer Sommerregen.
Meine Seele wiegt ein sanftes Träumen,
Reifes Glück und erster Arbeit Segen.

Goldne Fülle. Und die Bienen saugen
Süßen Ueberfluß für volle Waben.
Lächelnd sieht mich an mit feuchten Augen
Eine Hoffnung, die ich tief begraben.

O wie reich, wie überreich das Leben!
Süß und sorglos ist es im Verschweben,
Und das Eine wollt' es mir nicht geben,
Was mein Herz braucht, um sich zu vollenden?

„s Schulzmittel.“

Eine Erzählung aus dem Unterfränkischen von A. de la Elisebeth Rohn.

Wir waren nun schon seit vierzehn Tagen in dem schönen gelegenen Frankenort. Jede Stunde brachte mir etwas Neues und Wunderbares. „s Pfarrschiffel is ärger wo die Waaba“, hieß es im Dorf. „s mog nix strid und mog nix flid, aus dem werd ma Letti (mein Lebtag) nix.“

Wie aber alsdann ein Spag, ein gewöhnlicher ruppiger Straßenspaz, meinen schwer geschädigten Ruf wieder herstellte, davon möchte ich hier erzählen. Dabei ging allerdings die kürzlich erst geschlossene Freundschaft mit den künftigen Helventen unseres Dorfes, Georg und Daniel, zwei derbesten, pausbädigen Nachbarn, in die Brüche.

Im Hof wurde gewaschen, und unsere Magd, die schwarze Entlersappel, die sich gerne schonte, wo es anging, machte vergebliche Versuche, uns Kinder zum Drehen der Wringmaschine zu engagieren. Mittels der lodenden Aussicht auf ein „Hauchabildle“ in Appel's Gesangbuch, das mir werden sollte, ließ ich mich endlich in's Joch der Dienstbarkeit spannen. Nach genau fünf Minuten glaubte ich es ehrlich und rechtlich verdient zu haben. Ich hörte meine Freunde drüben im Nachbarshof. Eins, zwei, drei war ich drüben bei ihnen.

Die Appel schend geschied (schimpf geschied), begrüßten sie mich. „Lapf's halt schenden. Sie werd scho wieder aufhän“, war meine unbekümmerte Antwort. Ich lachte mit dem ganzen Gesicht und wollte eben meinen Gefährten einen Streifzug nach dem „Rannsgarten“ vorschlagen, wo es Frühbirnen gab, als eine furchtbare Veränderung mit mir vorging.

Ich sah einen kleinen, rohgeschimmerten Wagen, etwa handgroß. Davor war ein junges Späglein gespannt, und zwar mit Baumwollfäden, die ihm um Schwanz und Beine gebunden waren. Es versuchte zu flattern und sich zu befreien, aber es fühlte wohl, daß es darüber zu Grunde gehen würde. Wie ich ihm zusah, — nur einen Augenblick, da kam in meine wilde, unbefümmerte Kindesseele zum ersten Mal eine Ahnung von dem Seufzen der stummen Kreatur.

„Mer hema (wir haben) Schopha-nester ausnumma, die andern senn scho hi. Der da muß a no hi ween“, erklärte Schorschle grinsend. „Sitz, wie er zappelt.“

Ja, ich sah's und ich sah, was sie nicht sahen. Eine wilde Todesangst, einen Vorwurf sondergleichen lag ich in den kleinen glitzernden Vogelaugen. Es kam ein solch schmerzlicher Zorn, ein so tiefes Weh über mich, daß ich aufsprang, blitzschnell dem Schorschle und dem Daniel eine tröstliche Ohrfeige in das rothbackige Gesicht verabreichte, daß es nur so knallte, dann Wagen und Sperling in meine Schürze raffte und heimließ.

„Da heit ers (habt Ihr's)“ schrie ich. Sie waren so verblüfft, daß sie an keine Verfolgung dachten. Fast hätte ich die zwei kleinen Schweifchen umgerannt, die Hand in Hand in ihren blauen Mantelkleidchen dahertrotzten. An ihnen vorbei schob ich die Treppe empor in das rote Zimmer, das die guten Möbel enthielt und nie betreten wurde. Dort war ich ungestört. Ein Scherchen wurde geholt. Vorsichtig schnitt ich die Fäden von Spaghens Bein und Flügel. Es war nicht so leicht, denn mein Schlingling hatte ein berartiges Mißtrauen vor Menschen, daß er gar nicht insitzen wollte, daß man es gut mit ihm meine. Raum war er frei, so schob er anstandslos unter den großen Spiegelschrank. Dort kauerte er dicht neben

ben einen der runden Füße, und ich konnte sehen, wie ich ihn hervortrieg. Einstweilen erdeltete ich mir von Vater ein leeres Cigarettenstücken. Segen das Honorar von fünf Schuffern, die ich gestern auf der „Mathhausstafel“, dem beliebten Spielplatz, ehrlich und rechtlich gewonnen, und die mir bis jetzt, in meiner Tasche klappernd, ein angenehmes Gefühl des Besitzes gegeben, verließ Bruder Otto seinen „Engelmann“ und bohrte mir eine Anzahl Löcher in den Ristendefel. Ich suchte nach etwas Weichem, und da ich nichts fand, schnitt ich einfach, der Roth gebordend, die Naht an meiner abgesteppten Dede auf und holte mir eine handvoll Watte heraus. Jetzt galt's, dem Spag diese künftige Behaufung werth zu machen.

Wenn ich mir jenes Erlebnis zurückrufe, so weiß ich, daß Spählein es war, der mich Wildfang zuerst zur Geduld erzog. Es machte mir seine Pflege blutwauer. Konnte er entwickeln, und sich verfesten, so unterließ er's sicher nicht. Ich konnte ihm dann unter Betten und Schränken nachschreiben und sehen, wie ich ihn wieder einsing. Und dann erst seine Ernährung! Viel später habe ich als glückliche Familienante mandt aufzude Scene mitgemacht, die der Nahrungswechsel bei den Kleinsten brachte. Ging mir aber lange nicht so zu Herzen als damals, wenn Hansl absolut nicht freffen wollte. In den ersten Tagen war Spählein kaum dazu zu bewegen, etwas aus meiner Hand anzunehmen. Endlich trieb ihn der Hunger, und wer beschrieb mein Entzücken, als Spählein zum ersten Male den Schnabel aufriß und sich von mir füttern ließ. Glücklicherweise war er vernünftiger als ich. Ich hätte ihn wohl bald zu Tode gefüttert.

Eine Zeit des Glücks ohne Gleichen kam für mich. Die wilde Litzel war zahm geworden. Ging ich in den Garten oder den Hof, so nahm ich sicher allemal die Schachtel mit. Ich trug sie auch bei mir, als ich eines Tages das kleine „Büdle“ (Berglein) erklomm, das, unfern von unserm Haus war und von dem ich die liebste herunteraufschleifen, wozu ich mir den Lehnspfad so glatt wie Eis vorher präpariert hatte. Drüben auf der anderen Seite war ein Bauplatz mit einer Masse Bauföhren. Dort vergnügte sich meine Gefährten, denen mich Hansl etwas entfremdet hatte, mit Auf- und Niederwippen eines quer gelegten Brettes.

„Jeh' rüber, na spiele mer An-schlagverfesterles“ (Anschlagverfestens), schrie Schreinerslehrt.

„Jou nit“ (ich kann nicht), entgegnete ich schwohend.

„Nacher läßt's bleiben“, rief der getränkte Lehrt. Die Anderen stellten sich um ihn herum:

„Ritum rarum, Löffelstiel, Meine Kinder freffen viel, Alle Tage Bier und Brod: Nehmt den Hammer und schlägt sie todt!“

zählte Lehrt aus. Ein paar neue Ankömmlinge, Schorschle und Daniel, führten herbei:

„Mer tonne a mit (wir thun auch mit).“

Dann hatten sie mich erblüdt. „Schophalist, Schophalist!“ trösteten sie höhnend in der Erinnerung an die Ohrfeige. In wilder Lust schrie der Rinderchor mit: „Schophalist!“ So gar das Hirschfopphiele, das ich bis dahin beschützt, und meine eigenen Schweifchen waren zum Feind übergegangen. Ich stellte mein Cigarettenstücken mit seinem kostbaren Bewohner hin, und meine Kinderhände zu Fäusteln ballend, stürzte ich hinüber, um den Kampf mit den wilden Buben aufzunehmen. Diesen Moment erpübte der hinterlistige Daniel. Außer mir vor Entsetzen, sah ich, wie er einen Sprung machte, den Dedel des Ristens öffnete, und mein Hansl, der die Flügel nun ganz gut gebrauchen konnte, in die blauen Lüfte entflo.

Lieber Leser, lache nicht darüber, daß da ein tiefes Leid in mein kleines Herz einzog. An diesem Abend konnte ich nichts essen, obgleich es Baunzen (Kartoffeln) in Schmalz gegeben, mit Zuder und Zimmel gab. Mochte Bruder Otto, der davon nie genug bekam, ruhig meine mit aufessen. Mir war Alles gleich. Todtstrauzig schlich ich umher. Das Ristens, in dem ich mein Leid ausweinte, war nach von Tränen. Als ich Morgens aufstand, geschah es nicht in der seligen Erwartung von so vielem Herrlichen und Schönen, wie sonst, sondern mit schwereladerem Herzen. Wenn ich traurig war, dann wollte ich am liebsten bei der Mutter sein.

Sie sah vor dem Hause und stopfte Strümpfe, Kinderstrümpfe mit ewig auf's Neue gähnenden Löchern. Ganz weidmüthig setzte ich mich neben sie und lernte: „panis, pisvis, crinis, finis“. „... O, Hansl, mein Hansl, wo irrst du wohl umher? ... ignis, lapis, pulvis, cinis.“

Gerade gegenüber von uns war ein hübscher Lindenbaum, die anno 1871 gepflanzte Friedenslinde. Viel Vögelin flogen dort umher, und ich verfolgte jedes mit den Augen. „panis, pisvis, crinis, finis“, murmelte ich schwermüthig.

„Piep“, schrie es dazwischen und nochmal „piep.“

Da, — auf meinem Arie sah Hansl, mein Hansl, riß den Schnabel auf und sah mich vertrauensvoll an, als wollte er sagen: „Ich bin hungrig, und da bin ich zu dir gekommen. Das ist das einfachste Ding von der Welt.“

Ich that einen Freudenstreich. Der Junp flog zur Seite. Zitternd vor Wonne sah ich Hansl. Es war aber unnötig, mich seiner zu versichern, wie mich die Zukunft lehrte. Hansl war ja am liebsten bei mir. Er wollte gar nicht fort. Es war ein rührendes Vertrauen zu mir über ihn gekommen. Vorher hatte ich dieses nie bemerkt, und ihm waren wahrscheinlich auch erst nach seinem Fluchtversuch die Augen darüber aufgegangen, was er an mir hatte. Ich holte ihm seine Lieblingspeife, Weiden in Milch eingeweicht. Er fraß so gierig, daß ich merkte, er habe wohl, seit ich ihn nicht mehr gesehen, nichts bekommen. Als er endlich genug hatte, sah er mich wieder an mit seinen klugen, lebhaften Augenlein, schüttelte die Flügel, sagte nochmal „piep“, was wohl dante heißen sollte, und flog fort. Auf dem Lindenbaum sah er, sah nach mir und rief fröhlich: „Piep, piep.“

Der Lindenbaum war von da an Hansl's Stanzquartier. Da gefiel's ihm besser als in dem Ristendefelbett. Ich brauchte aber nur vor die Hausthüre zu treten, so war Hansl auf meiner Schulter oder auf meiner ausgestreckten Hand, rief sein „piep, piep“ und sah mich vertraulich an. Sperrte er den Schnabel auf, so hieß das: „Gieb mir was zu essen.“ Hansl bestimmte sich nicht die Spur um das Herbeischaffen seiner Nahrung. Er überließ die Sorge dafür ruhig mir. Sah ich ihn nicht, so brauchte ich nur „Hansl“ zu rufen, und er war augenblicklich da. Meine Traurigkeit war einer großen Freude gewichen. Ich streunte kaum mehr umher, und die Obstbäume und Erbsenfelder waren sicher vor mir. War ich nämlich nicht da, so sah Hansl auf dem Eisengitter unserer Treppe und schrie in jammervollen Tönen seinen Heimweh-schmerz aus. Von den Geschwistern ließ er sich nicht anfassien. Gegen mich war er der dankbarste, anhänglichste kleine Bürsche von der Welt.

Leider vor meinem Hansl keine lange Lebenszeit beschieden. Es war nach einer schweren Sturm- und Hagelnacht, als ich morgens nach ihm sorgenvoll ausah. Gewöhnlich sah er schon harrend auf dem Eisengitter und flog mir fröhlich auf die Hand. Heute ließ er sich nicht sehen. Alles Rufen und Locken war vergeblich. Im Lauf des Tages fand die Appel ein erkranktes Spählein im Regenwasserfaß. Das mochte er wohl sein. Der arme kleine Kerl hatte ja kein schützendes Nestchen gehabt in der Gewitternacht, und er war noch nicht alt und abgehärtet genug, um sie zu überleben. Jetzt wäre er vielleicht froh gewesen an dem Wattedeichen, das er vorher verfehmt hatte.

Manch freundliches Licht des Erfolgs hat die Zeit auf meinen Lebensweg geworfen. Manche Dankbarkeit hat Mühen belohnt. Aber nichts gleich jenem Entzücken des Erfolgs, den das Kind an Hansl sehen durfte, und wenn auch späterhin größere und schwerere Verluste über mich kamen: die Trauer damals, als Hansl nach der Gewitternacht erkrankt im Regenwasserfaß aufgefunden wurde, war heiß und aufrichtig. — Die Trauer der „Schophalist“ um ihren Hansl!

Die Löwe ist dt.

Wirft man einen Blick auf den Globus und die östliche Halbkugel, so fällt einem die Frage zwischen dem Südpol des asiatischen Kontinents und dem Inselmeer des Sunda- Archipels auf; denn hier kommen alle großen Schiff-fahrtsstraßen auf schmalen Raum zusammen. Die dem Festlande nicht vorgelagerte kleine Insel Singapur mit der gleichnamigen Hauptstadt (zu deutsch Löwenstadt) ist dabei der gegebene Punkt, der die Zufahrtsstraßen vom Indischen zum Stillen Meer oder umgekehrt strategisch beherrscht und zu-

gleich ein Baaren-Berthelungszentrum für ein riesiges Hinterland sein muß. Der weißschauende Engländer Sir Stamford Raffles hatte das am Ausgang der napoleonischen Ära Anfang des neunzehnten Jahrhunderts als England Ceylon und das Kap der Guten Hoffnung besetzte, richtig erkannt, und ihm hat es das Weltreich England zu verdanken, daß heute die englische Flagge über einer der strategisch und kommerziell wichtigsten Niederlassungen der Welt weht, deren Werth mit dem Erstarken der Reiche des asiatischen Kontinents ständig zunimmt. Andere Zeitgenossen hatten Malacca, Batavia oder einen Ort an der Nordspitze Sumatras für wichtiger gehalten; die Thatfachen haben heute Sir Raffles Recht gegeben.

Die einheimische Rasse, die Malaien, neigen zu einem fändigen Dolcefar-niente; sie sind nicht eigentlich faul, eine gütige überreich spendende Natur gibt ihnen alles, was sie zum täglichen Leben notwendig haben mit Leichtigkeit, und auch den Erziehungsvorlesungen des Europäers ist es trotz fast einem Jahrhundert Bemühen nicht gelungen, ihnen irgendwelche Freude an der Arbeit beizubringen; sie sind auf fast denselben Standpunkt stehen geblieben und spielen weder als Arbeiter noch als Kaufleute, noch auch im geistigen Leben irgendwelche Rolle in diesem sich ständig entwickelnden Hauptplage der malaisischen Halbinsel.

Den nothwendigen Arbeiter mußte der den Großhandel nach allen Ländern der Erde mit Ausnahme Chinas und Indiens beherrschende Europäer theils aus dem schon seit Jahrhunderten aus dem Norden über See einwandernden Chinesen theils aus dem nahen Indien nehmen. Da ferner der gesammte Laus- u. Seehandel in den Händen von Chinesen, Indern und Arabern liegt, hat sich hier ein Völkergemisch entwickelt, wie man es sich bunter gar nicht vorstellen kann. Besonders an den zur Zeit gerade weitere Hundert Mill. für Ausbau verschickenden Hafen- und Dockanlagen kann man Studien machen. Dieser Platz könnte der Modellort für Hunderte von Malaien sein. Hier drängen sich die Gestalten vom tiefsten Ebenholzscharke bis zum hellsten Bronzeton, große und kleine, schlanke und unterlegte, sanftläufige Malaien und Tamils, magere Chinesen und unterlegte Japaner mit scharf ausgeprägtem Mongolentyp in den häßlichen Augen. Siamesen und Burmesen, Parfis, Singalesen aus Ceylon, große, vornehm aussehende Sitths und Leute von den Kastarischen und Malabar-Inseln, von Vorneo und Java, von Sumatra und Celebes. Jeder trägt das Kostüm seiner Heimat, soweit man bei der Hitze von Bekleidung sprechen kann, doch auch nur im bunten Lebensschurz und im Turban, dem Bes, dem Kopftuch, der Haartracht kommt die Eigentümlichkeit der Herkunft zum Ausdruck. Sie alle beten zu verschiedenen Göttern, zu Buddha und Jehova, zur Licht spendenden Sonne und dem Feuer; Brahmanen und Verehrer des Prophe-ten sind darunter, und solche, die nur die Ahnen verehren; sie alle arbeiten für den blassen weißgekleideten Europäer, der im Halbdunkel seiner Schreibstube über lange Zahlenreihen gebüht neue Fäden für seine über die ganze Welt reichende Geschäfte knüpft.

Sind sie glücklich, die hier in ihrer Weise ein schönes Stück Geld verdienen? Die Malaien sind es sicher; sie bleiben die glücklichen großen Kinder, die sie seit jeher waren, kaum hat es der auch hier vordringende Glaube an Allah und seinen Propheten vermocht, sie zu kriegerischem Thun aufzufacheln. Kälte und Hungersnoth sind ihnen ebenso unbekannt wie der Kulturmesser Seife. Etwas Fischfang, etwas Kleinhandel mit Früchten, Muscheln, Schwämmen, Korallen, mit aufgeschwefelten Ballonfischen, allenfalls noch Tauchen nach ins Meer geworfenen Geldstücken, das ist alles. Im übrigen Nichtstun, göttlich's Nichtstun, wie wir Kulturmenschen es gar nicht aus-halten könnten. Sonne und Seewasser haben ihre gutgebauten Leiber braun getannt. Es ist erfrischend, diese halben Amphibien in ihren einfachen Kanus zu beobachten. „Make dive!“ „One pound!“ schreit ein ganz Frecher unter allgemeiner Nachsicht. Oben an Bord des Dampfbootes stehen die im „dernier cri“ aufgetaetzten Amerikanerinnen, denen die heutige Abendtoilette wahrscheinlich mehr Kopferbrechen macht als dem tauchenden Malaien ein ganzes Jahresbudget. Die silbernen Zehnzentstücke verlinken in den grünlich durchsichtigen Fluthen, und wie die Seebande sind sie hinterher. Schon in der Luft sehen sie, ob es Silber oder Kupfer ist, was da fällt.

Kupfer versinkt rettungslos tief und tief, nur das Silber wird heraufgeholt, und niemals taucht einer umsonst — auch dann nicht, wenn die Schiffs-schraube schon längst das Wasser zu zischendem Gischt aufgeschüttelt hat.

Nicht leicht ist es den Engländern geworden, diesen durchaus nicht zur Reinlichkeit neigenden Naturkindern die westlichen Begriffe hierüber beizubringen. In den hauptsächlich von Eingeborenen bewohnten Vierteln sieht es immer noch etwas „orientalisch-bunt“ aus, und vom Chinesenquartier sind nun einmal gewisse impertinente Gerüche untrennbar. Kleine Kinder, gelbe und braune, spielen, nur mit einer Korallentette beladelt, im Freien; prachsvoll machen sich die ernst blickenden vornehmen Gesichter der Indier, die im vorhinflutlichen Karren ihre geduldigen Ochsen treiben, deren roth und grün gezeigte Hörner an den Enden mit Messingklappen geziert sind.

John Chinaman ist vielfach reich geworden, wohnt in den schönsten Villen und fährt nur im Auto. Seine Mittelklasse hat alle Läden und Restaurants in Händen, dazu sieht er stets wohlgenährt und gut gekleidet aus. Der Pöpel ist kurz geworden. Sehr viele sind bereits zopplös und gehen europäisch im weißen, geschlossenen Anzug mit den siamesischen Tital-Knöpfen und großen Tropfenhut. Unter den Reichen kann man oft Stutzer beobachten, die abends in Lockschuhen und Smoking ihren von London bezogenen Dogcart fahren. Das abendliche Attribut des Fremden im fernen Osten, den Frack, habe ich allerdings beim Sohne des himmlischen Reiches noch nicht gesehen.

So ist dieser durch die liberale englische Handelspolitik zu fast beherrschender Stellung aufgewachsene Welthafen ein wahres Babylon der Welt geworden und damit einer der interessantesten Punkte der ganzen Welt.

Seungeheuer.

Unter den Seungeheuern, von denen seit alter Zeit grauliche Sagen im Umlaufe sind, spielt neben der Seeschlange der Riesentintenfisch oder Kraken eine große Rolle. Pontoppidan schildert ihn wie folgt: „Wenn die nordwestlichen Fischer beim Fange einen großen Reichtum von Fischen bemerken und zugleich wahrnehmen, daß die Tiefe befähigt abnimmt, so stiechen sie, den es nahe der Kraken. Dann erhebt sich aus der Fluth ein breites, unebenes Feld von einer halben Stunde im Durchmesser, bisweilen 30 Fuß über die Seefläche ansteigend. In den Vertiefungen, die die Unebenheiten des Meeres zeigen, ist Wasser zurückgeblieben, in dem man Fische springen sieht. Nach und nach steigen von ferne heraus, wie die Fühlhörner der Schnecke, Arme empor, mächtiger als die härtesten Mastbäume der Schiffe und lang genug, um ein Seeschiff mit 100 Kanonen zu fassen und in den Abgrund zu ziehen. Sie dehnen sich nach allen Seiten hin aus, spielen gleichsam miteinander, neigen sich zur Wasserfläche, richten sich wieder empor und haben die Beweglichkeit der Arme jedes anderen Polypen.“ Von einem solchen Ungethüm wird anderwärts berichtet, daß es sich in einer schmalen Bucht im nördlichen Norwegen gefangen habe, sein ungeheurer Körper habe die ganze Bucht ausgefüllt, wobei die Arme um Felsen und Bäume geschlungen waren und letztere zum Theil entwurzelt hatten.

Das sind Fabeln, aber Polypen von riesiger Größe sind thatsächlich vorhanden. Hierhin gehört, wie heute kein Zweifel mehr unterliegen kann, das merkwürdige Geschöpf, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich in einem Fischerneze bei Waldmörk und von da nach Kopenhagen gebracht wurde. Es soll in seinem Ueberen einem mit einer Rutte beladenen Mönch geblieben haben, dem aber die äußeren Gliedmaßen teilweise abgehauen waren. Unter Seufzen und Stöhnen habe dieser Meeremönch noch drei Tage gelebt. König Christian III. ließ den todten Körper begraben, „um dem Volke nicht Ursache zu ärgerlichen Reden zu geben.“ Glücklicherweise hatte der König beföhlen, das seltene Wesen vorher abzuzeichnen, und diese Zeichnungen haben ermöglicht, die wahre Natur des Geschöpfes zu erkennen. Freilich sehr viel später, denn während des 17. und 18. Jahrhunderts glaubte man gar nicht mehr an die Wahrheit der Erzählung, und erst 1854 gelang es dem berühmten dänischen Naturforscher Steenstrup, nachzuweisen, daß das fabelhafte Ungethüm ein riesiger Tintenfisch gewesen sein müsse.

Diese Thiere gehören zu den Kopffüßern oder Cephalopoden, von denen der Octopus wohl der bekannteste ist. Schon im Altertum wird von den Riesentintenfischen berichtet. Die frühesten Erwähnung findet sich bei Aristoteles, der von einem 5 Ellen langen Voligo spricht und das Thier höchst wahrscheinlich selbst gesehen hat. Plinius erzählt, ein solches sei zu Carthage nachts an die Küste gekommen und in die Fischbehälter eingedrungen. Der Kopf dieses Thieres sei so groß gewesen wie ein Faß von 15 Amphoren (die römische Amphore enthielt etwa 26 Quart), dabei habe das Ungeheuer schlangenförmige Arme von 30 Fuß Länge gehabt, die am Ende Saugnäpfe besaßen, die eine Urne Wasser fassen konnten. Linné hielt nach ihm bekannt gewordenen Berichten die Existenz dieses Meerthieres für erwiesen und gab ihm in der Schilderung der Fauna von Schweden den Namen „Microcosmus marinus“, später stiegen ihm aber doch Zweifel auf und er strich es zuletzt wieder aus seiner Fauna. Sehr mit Unrecht, denn sichere Wahrnehmungen des Thieres mehrten sich bald. So sah Péron in der Nähe der Insel Vandemansland einen ungeheuren Polypen, der mit Geräusch in den Wogen umherrollte. Er besaß 6 bis 7 Fuß lange Arme, die wie furchtbare Schlangen an der Meeresoberfläche sichtbar waren. Von einem noch größeren Kraken berichtete Gamar. Er wurde in der äquatorialen Gegend des Atlantischen Ozeans angetroffen, aber todt, in sehr verstümmeltem Zustand. Was die Haifische und Vögel übrig gelassen hatten, wog etwa 100 Pfund und bestand aus der gänzlich von ihren Fangarmen entblößten Längshälfte des Leibes. Man kann daraus auf die Größe und Stärke der Fangarme schließen.

Unter den Feinden dieser Riesentintenfische im Meere sind die Spermaale besonders zu nennen. Der Fürst von Monaco traf 1895 auf der Prinzess Alice bei der Insel Terceira auf einen riesigen Potthol, der harpuniert wurde, vor seinem Verenden die Kiemen öffnete, um eine große Masse auszuspeien, die der Fürst sogleich als Cephalopoden erkannte.

Ein sehr großer Tintenfisch wurde vor mehr als 35 Jahren in der Nähe der amerikanischen Küste gefangen. Die Länge seines Körpers betrug 7 Fuß, der Umfang 5 Fuß. Die beiden Fangarme hatten eine Länge von je 24 Fuß, die 8 am Kopf sitzenden Arme waren 6 Fuß lang und hatten 9 Zoll im Durchmesser. Die Saugnäpfe waren gesägt und moßen 1 bis 2 Zoll im Durchmesser. Dieses große Exemplar ist trotzdem nicht das bedeutendste seiner Art. Nahe dem Ort, wo es erlegt wurde, hatten Fischer schon früher gefährliche Begegnungen mit Tintenfischen zu bestehen. In einem Falle wurden einem solchen zwei Arme abgehauen, worauf das Ungeheuer eine große Menge tintenschwarzer Flüssigkeit ausgab und innerhalb der Trübsa seinen Rückgang verbar. Ein Theil des abgehauenen Armes war 19 Fuß lang, doch sollen außerdem Stücke von 6 Fuß Länge zertört worden und Stämme von mehr als 10 Fuß Länge am Körper des Thieres zurückgeblieben sein. Man ten daraus auf die gewaltige Muskelkraft dieser Thiere schließen.

Vor kurzem hat S. Nachtsheim hierüber direkte Veruche an einem kleinen Tintenfisch, Octopus vulgaris, im Aquarium der zoologischen Station zu Rovigno (Adria) angeestellt. Um die Kraft der stark muskulösen Saugnäpfe zu erproben, befestigte er eine Krabbe an einer Stoppel und hielt das Thier in das Aquarium. Sobald der Polyp den Krabber erblüdt, schwamm er hinzu und packte ihn. Der Beobachter versuchte nun mit einem Genossein, dem Thier seine Beute wieder zu entreißen, allein dazu reichte ihre Kraft nicht aus, sie glaubten den Polypen sammt der Krabbe eher aus dem Wasser emporziehen zu können, als daß er losließ. Plötzlich gab der Zug nach, die Krabbe war auseinander getrieben, indem der Octopus sie festhielt und sich mit seinen Saugnäpfen an die Wände anklammert hatte. Man muß hiernach schließen, daß ein Riesentintenfisch für den einzelnen Menschen ein unüberwindlicher Gegner ist. Die Erzählung, daß ein solches Ungethüm einst bei St. Helena ein paar Matrosen von einem Schiff herabgeholt habe, nachdem es mit seinen Armen die Takelage umklammert, ist jedoch eine Fabel. Uebrigens befindet sich in St. Malo ein Bildgemälde, das den Kampf einer Schiffbesatzung mit einem Riesentintenfisch in der Nähe der Küste von Angola darstellt und von der Mannschaft zum Dant für ihre Rettung gestiftet wurde.